

Die Bedeutung des Wortes „Winnetou“

Karl-May-Jahrbuch 1922

Vor etwa drei Jahren trat ich zum Karl-May-Verlag in Beziehung mit der Eröffnung, dass nach meinen Ermittlungen „Winnetou“ die Bedeutung „der Indianer“ habe. Ich hielt mich zu dieser Feststellung für berechtigt, weil ich mich seit vielen Jahren eingehend mit dem Studium der indianischen Sprachen beschäftigte, und für verpflichtet, weil meines Wissens in keiner der Erzählungen Karl Mays eine Erklärung über die Bedeutung des Namens dieses volkstümlichsten Helden seiner Muse gegeben worden war. Es war mir damals noch nicht bekannt, dass sich Karl May schon lange vor seinem Tod auf die Deutung „Brennendes Wasser“ festgelegt hatte und dass diese Deutung von Dr. E. A. Schmid beim Neudruck des Buchs *Unter Geiern* (S. 91¹) in einer Fußnote zur Kenntnis der Leser gebracht worden war. Ebenso unbekannt war mir zu jener Zeit, dass der Name des „Ur-Winnetou“ ursprünglich Inn-nu-woh lautete und dieser Inn-nu-woh den Lesern als ein Sioux-Indianer vorgestellt wurde.² Das alles teilte mir Dr. Schmid mit, indem er gleichzeitig um weitere Aufklärungen bat, nachdem durch mein unvermutetes Auftauchen aus dem Dunkel die Frage der Bedeutung des Wortes „Winnetou“ aktuell geworden war. Durch die Erklärungen Dr. Schmidts war für mich die Nachforschung in ein neues Stadium eingetreten, und ich nahm die erforderlichen Feststellungen mit aller Gewissenhaftigkeit vor. Im Folgenden gebe ich eine erschöpfende Darstellung, auch aus dem Grunde mit erschöpfend, weil meiner einfachen mündlichen Erklärung gegenüber May-Freunden, dass „Winnetou“ die Bedeutung „der Indianer“ habe, vielfach Zweifel entgegen gesetzt wurden. Der Vollständigkeit halber muss, wenigstens in kurzen Worten, die Erklärung Karl Mays wiedergegeben werden, mit der er die Entstehung des Namens „Brennendes Wasser“ für seinen Winnetou vor einer Anzahl seiner Anhänger mündlich begründete. Als Unterlage dient mir das Tagebuch eines May-Freundes (Ernst Abel, München). May erzählte damals (25. März 1898) Folgendes:

„Intschu tschuna, Winnetous Vater, wurde von allen Apatschenstämmen, mit Ausnahme eines einzigen, als oberster Anführer anerkannt. Er begab sich

¹ Alle derartigen Seitenhinweise innerhalb der hier gesammelten Aufsätze beziehen sich natürlich auf die zur Erscheinungszeit des jeweiligen *Jahrbuchs* aktuellen Ausgaben der zitierten *Gesammelten Werke*. In neueren Auflagen der *Ges. Werke* kann es hiervon durch Neusatz, andere Schrifttype, andere Laufweite usw. häufig zu Abweichungen kommen. – Anm. d. Hrsg.

² Vgl. hierzu Kandolf: „Der werdende Winnetou“ im 4. *Jahrbuch* (besonders S. 338). – Anm. v. 1922.

in Begleitung Winnetous zu diesem abtrünnigen Stamm, um auch dort seine Anerkennung durchzusetzen; beide wurden jedoch gefangen genommen und mit dem Tod bedroht. Das Dorf, in dem die Gefangennahme stattfand, lag an einem kleinen See, dessen Oberfläche mit einer Naphtaschicht bedeckt war. Nun erklärten diese Apatschen:

„Wenn Winnetou imstande ist, den See lebend zu durchschwimmen, so erhalten beide die Freiheit und Intschu tschuna wird als Oberhaupt anerkannt.“

Die Naphtaschicht wurde hierauf in Brand gesteckt, Winnetou (der damals 13 Jahre alt war) von seinen Fesseln befreit. Er sprang sofort ins Wasser und blieb lange Zeit verschwunden, sodass er für tot gehalten wurde; er tauchte aber unerwartet mitten unter den Apatschen wieder auf, mit Brandwunden bedeckt und seines schönen Haars durch das Feuer beraubt. Dieses Ereignis verschaffte Intschu tschuna die Anerkennung als Oberhaupt durch den bisher feindlich gesinnten Stamm, Winnetou aber den Ehrennamen „Brennendes Wasser“.

Nach dem Gesagten ist zweierlei ohne Weiteres einleuchtend:

1. Dass Karl May, als er seinen Anhängern die Erklärung „Winnetou = Brennendes Wasser“ gab, einen romantisch-spannenden Hintergrund brauchte; die Deutung „Winnetou = der Indianer“ hätte zu jener Zeit auf seine Freunde wahrscheinlich stark ernüchternd gewirkt.

2. Dass Inn-nu-woh, der Siouxhäuptling, wohl die Gestalt, aber nicht den Namen für den späteren Winnetou, den Apatschen, geliefert hat, „Winnetou“ also, trotz der Lautähnlichkeit beider Worte, ein selbständiges Wort ist.

Woher Karl May den Namen Inn-nu-woh genommen hat, lässt sich nicht mit Sicherheit ermitteln; vermutlich hat er ein schon vorhandenes Wort aus dem ihm zur Verfügung stehenden Sprachschatz, durch den Wortklang dieses Wortes veranlasst, gewählt. „Winnetou“ aber halte ich für das in die französische Schreibart übertragene Diggerwort vintu = der Indianer. Die Diggerindianer gehören zum schoschonischen Sprachstamm.

Bei Beginn meiner neuen Ermittlungen schaltete ich meinen Standpunkt „Winnetou = der Indianer“ aus und stellte meine Vorstellung auf das Stichwort „Winnetou (Inn-nu-woh) = Brennendes Wasser“ ein. Für die weiteren Feststellungen kamen zunächst die Sprachen der Dakotas und Apatschen in Betracht. Es hatte etwas für sich, das Wort Inn-nu-woh mit dem Dakotawort mini = Wasser in Beziehung zu bringen (vorkommend in den bekannten Namen Minisota „weißliches Wasser“, Minischosche „trübes Wasser“ (Dakotawort für den Missouri-Strom), Minihaha „wallendes Wasser“). Hier fand sich jedoch keine brauchbare Erklärung, weil in der Sprache der Dakotas (die in allen ihren Unterabteilungen nur geringe dialektische Abweichungen zeigt) „Brennendes Wasser“: mininrurnaganyan heißt, wörtlich „Im brennenden Wasser“. So blieb das Apatsche übrig, das aber mit seiner Übersetzung für

„Brennendes Wasser“ = Tu-tondli-go (wörtlich „Wasser, das gebrannt hat“) ebenfalls versagte. Das Kinai, ein anderer Dialekt des athabaskischen Sprachstammes, zu dem auch das Apatsche gehört, erbrachte für „kochendes Wasser“: Nittuljatschi, und die bereits erwähnte Sprache der Diggerindianer für „Wasserbrand“: mem-p’o. Alles nicht zu gebrauchen.

Eine weitere Möglichkeit zur Aufklärung bot sich in der Heranziehung des Namens eines Oberhäuptlings der Pinal-apatschen, der in den 50er-Jahren des 19. Jahrhunderts eine Rolle spielte, Ash’nteh-kouah (was ich mit „der Besitzer eines großen Wigwams“ übersetzte). Ich kam dadurch zu der überraschenden Feststellung, dass im Dialekt der benachbarten Kuchan, eines Yuma-Stammes, ein „Wigwam“ = inuwa heißt. Die Apatschen und Yumas waren politisch feindliche Stämme; sprachlich sind sie sich völlig fremd. Wenn sich in solchen Sprachen lautlich ähnliche Worte für den gleichen Gegenstand finden, so lässt sich das nur durch den Einfluss von Kriegsgefangenen, besonders weiblichen, erklären, von denen Worte ihrer eigenen Muttersprache vor allen Dingen auf Gegenstände des häuslichen Lebens und des täglichen Gebrauchs häufig genug übertragen worden sein mögen. Wenn auch das Yumawort inuwa als „Wigwam“ nicht zu verwenden war, so gab es mir doch eine Anregung, nach weiteren lautlich ähnlichen Worten in den bisher erforschten indianischen Sprachen zu suchen, um vielleicht auf diese Weise zum Ziel zu kommen. So habe ich zum Zweck dieser Feststellungen die Wortvorräte von 308 verschiedenen indianischen Sprachen und Dialekten durchforscht. Die Ausbeute war mager, denn sie bestand nur in dem Wort sinuwoh = „das Auge“ aus der Susseesprache vom athabaskischen Stamm, also auch hier einem unverwendbaren Wort. Höchstens konnte angenommen werden, dass Karl May aus den beiden Worten inuwa und sinuwoh sein Inn-nu-woh geformt haben könne; das gab aber noch keine Erklärung für eine Deutung des Namens „Brennendes Wasser“. Ich ging mithin einen Schritt weiter und versuchte eine dem Wort Inn-nu-woh ähnliche Übersetzung aus Worten verschiedener indianischer Sprachen zu „konstruieren“. Das ging zur Not und ich fand dabei folgende Zusammenstellungen:

1. Eskimo innu(it) = Indianer, Natchez wah = See: innuwah.
2. Sittagets tsinu = Feuer, Schoschone vo = Wasser: tsinuvo.
3. Schastie ima = Feuer, Hailtsa wohm = Wasser: ihmawohm.
4. Kigarnee tsin = Feuer, Tuskorora ohwu = Wasser: tsinohwu.

Diese Aufstellung ließe sich noch um eine Anzahl Fälle vermehren, doch mag die Sammlung genügen. Es spricht hierbei die sogenannte Wortverschmelzung mit, die allen indianischen Sprachen eigentümlich ist. Man kann einfach verschiedene Worte miteinander verbinden, ohne sie materiell zu verändern, doch ist es gebräuchlicher, für die Verschmelzung nur die typischen Wortstämme zu verwenden. Selbstverständlich ist das so zu verstehen,

dass solche Verbindungen nur innerhalb derselben Sprache vorgenommen werden sollen; das ist bei der obigen Zusammenstellung nicht beachtet worden. Dieser ihr Mangel ist gleichzeitig ihre Schwäche, denn damit entfällt ihre Verwendungsmöglichkeit für die ernsthafte Forschung. Die vier angegebenen Ausdrücke weisen aber noch eine weitere Schwäche auf, die sich notwendig aus der Absichtlichkeit ihrer Bildung ergeben muss: Nr. 1 bedeutet „Indianersee“, Nrn. 2 bis 4 bedeuten „Feuerwasser“; die Letzteren besitzen somit einen bedenklichen Anklang an „Branntwein“. Man wird Karl May nicht die Geschmacklosigkeit zutrauen, dass er sich derartige Wortverbindungen gebildet habe, ganz abgesehen davon, dass der mit Arbeit überlastete Mann keinesfalls die Zeit hätte erübrigen können, um tagelang nach einem passenden Ausdruck zu suchen für einen einzigen Namen, der ihm doch als fertiges Wort in seinen indianischen Wortverzeichnissen (z. B. als vintu) mühelos zur Verfügung stand. Hiermit war meine Nachforschung nach „Inn-nu-woh“, dem angeblichen Urausdruck für „Winnetou“, als ergebnislos abgeschlossen; ich stand wieder vor der Notwendigkeit „Winnetou“ als ein Selbständiges anzusprechen. Ausdrücke, die diesem Wort im Laut ähnlich sind, findet man in der Sprache der Schwarzfüße in wunnestoh = der weiße Büffel, und im Ojibwäin winnetoun = der Verlust; beide sind für die Deutung des Wortes „Winnetou“ unverwendbar. Es bliebe noch zu erwägen, ob Karl May seinem „Winnetou“ das Apataschenwort inde = der Indianer (aus der athabaskischen Wurzel tinne stammend) zugrunde gelegt haben könne, doch ist es nicht recht erfindlich, wie er daraus den Ausdruck „Winnetou“ gebildet haben sollte. Inde hat, obgleich ähnlich klingend, nicht den gleichen Stamm mit dem schoschonischen Wort der Diggerindianer „vintu“ gemeinsam, das sich nochmals in dem Wort uinta aus der Sprache der Utahs (gleichfalls dem schoschonischen Sprachstamm angehörend) wiederfindet. Die Utahs nennen sich selbst Vu-in-tetso. Vintu heißt, wie ich wiederhole, „der Indianer“; Karl May mag in seiner Schreibweise „Winnetou“ das Wort wegen seiner Lautähnlichkeit als einen ihm zusagenden Ersatz für den ehemaligen Sioux Inn-nu-woh empfunden haben. In Verbindung mit dieser Betrachtung ist es ohne Zweifel bemerkenswert, dass das Wort „Winnetou“ in den Erzählungen Karl Mays zum ersten Mal im Jahr 1876 vorkommt. Das ist aber das Erscheinungsjahr des Buches von Albert S. Gatchet, *12 Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas*, das ihm die Unterlagen für die meisten der in seinen Werken verwendeten indianischen Namen, also auch für Winnetou (im Diggerwort vintu = der Indianer) bot. Für die Zwecke, die Karl May mit der Herausgabe seiner Erzählungen verband, konnte er seinem Hauptvertreter der indianischen Rasse, dem Apatashenhäuptling Winnetou, gar keinen glücklicher gewählten Namen geben als denjenigen, der die Bedeutung „der Indianer“ einschloss. Im Band *ICH* (S. 471) spricht Karl May öffentlich aus, dass seine Werke symbolisch zu

nehmen sind. Im Gurlitt-Buch (S. 66) wird uns gesagt, dass Karl May erklärt habe, „er hätte in dieser Figur die Tugenden des ganzen Volksstammes der Indianer versinnbildlicht“¹. Wer *Winnetous Erben* gelesen hat, der kennt Karl Mays edelmenschliche Bestrebungen für die rote Rasse, deren höchster und edelster Vertreter ihm Winnetou war, der kennt „das Ziel der Reise“, den Mount Winnetou, den Bau der Stadt, die den Namen dieses „Indianers“ tragen sollte. Käme bei alledem wohl Winnetou als „Brennendes Wasser“ in Betracht? Wohl kaum! So wenig Karl May zu der Zeit, da er seinen Winnetou als „Brennendes Wasser“ ausgab, diese Deutung entbehren zu können glaubte, so wenig kann er nach der Veröffentlichung seiner eigentlichen Ziele auf die Bedeutung des Wortes Winnetou als „der Indianer“ verzichten.

Der „Edelvertreter“ der roten Rasse, der Indianer, in dem Karl May alle Tugenden, guten Eigenschaften und Anlagen des indianischen Volksstammes verkörpern wollte und auch tatsächlich verkörperte, der „Indianer der Indianer“, „der indianische Häuptling, wie er sein soll“, kann nur wirken und verstanden werden als: „Winnetou = der Indianer“.



¹ Ich bitte, hierzu Karl Mays Brief vom 16. Oktober 1892 an seinen Verleger Fehsenfeld nachzulesen (*Karl-May-Jahrbuch* 1918, S. 259). – Anm. v. 1922.

Das Ewigweibliche im indianischen Leben

Erstdruck

Wiederholt habe ich, als Folge meiner Besprechungen über indianische Angelegenheiten in den *Karl-May-Jahrbüchern*, Zuschriften von May-Lesern erhalten, deren Neigungen die verschiedensten Gebiete berührten: Geschichte, Sprache, Häuptlingswesen, Märchen, Literatur. Eine der dringlichsten Anfragen betraf aber die indianische Frau. Ich habe nur darauf vertrösten können, dass auch dieser Punkt eines Tags (richtiger „Jahrs“) seine Erledigung finden werde. Wenn ich aber je das zwingende Verlangen nach Aufklärung verstanden habe, so geschah es bzgl. der Beantwortung dieser Frage, die nicht nur für die Bewohner der amerikanischen Wildnisse „die Frage“ schlechthin bedeutet. Ich empfinde deshalb alle abfälligen und oberflächlichen Urteile, die sich weiße Berichterstatter gegenüber dem indianischen Frauentum leisteten, als besonders beschämend. Wenn Frauenart der Volkskultur nützt, wenn die Sittlichkeit der Frau ein Kulturfaktor ist, dann ist jedes oberflächliche Urteil ein Schlag ins Gesicht der Kultur, die äußerste Sorgfalt in der Wahl der Ausdrucksmittel aber ein Gebot der Selbstverständlichkeit; den anderen fehlt jede Spur von Verständnis für die Aufgaben, jedes tiefere Eindringen in den Wert der Leistungen, jedes Verstehen einer steten Opferbereitschaft, die das Geschick der Lebensgefährtingen der jener meist ruhelosen und gehetzten Krieger und Jäger als schweres Pflichtenbündel auf die Schultern legte, inmitten einer Welt von Gefahren und Entbehrungen. Wie quälend empfindet man die schamlose Beschreibung von Vorgängen, dargestellt als nackte Äußerlichkeiten, losgelöst von der Quelle der sie begründenden Umgebung und Ursachen, nur aus dem Drang heraus, der Rasse unter allen Umständen zu schaden. Diesen „Beauftragten“ fehlt wohl auch das Verständnis für den Eindruck, den sie hervorrufen in ihren krampfhaften Bestrebungen, der Welt mit dem hässlichen Inhalt ihrer Berichte das Gift des Abscheus einzuimpfen gegen die rote Rasse, die nach Ansicht weiter Kreise überflüssig war. Ich kann mir nicht helfen: Mir fällt dabei der „verstopfte Dackel“ ein, „der seine Qual zu Wotan emporheult“, wie Peter Scher einmal irgendwo sagte. Was schließlich herauskommt, ist Schmutz.

Wahrscheinlich kann man von den Händen der Indianerin nicht immer mit den Worten des Dichters sagen: „Seid zu tausendmal gepriesen, seid zu tausendmal geküsst.“ Doch das geht auch den Bleichgesichtern mit ihren Frauen oft so. Für derartige Gefühlsbegründungen sind stets besondere

Voraussetzungen notwendig. Auch die Darstellung indianischer Frauen, die uns bei Karl May begegnen, entspricht nicht immer der Wirklichkeit. Aber sie verrät doch sein Bemühen, in diesen Idealgestalten gegenüber einem zu Unrecht geschmähten Geschlecht gut zu machen, was andere fehlten.

Hand aufs Herz und großes B. E., bitte, meine Herren. Was wäre denn der Mann ohne die Frau? Sind Rohling, Raufbold, Strolch zu harte Worte? Und was wäre der indianische Krieger ohne die indianische Frau? Sie, die Wegbereiterin der Kultur, mit ihrer linderen Hand und Denkart, mit ihrer angeborenen Sorglichkeit, mit ihrem Sinn für die sog. Kleinigkeiten des Lebens, die dem Mann belanglos erscheinen, deren schnelle Erfüllung bzw. Beseitigung aber eine Quelle des Ärgers verstopft, die nur zu schnell bereit ist, zu fließen. So schön spricht der alte Indianerkenner S. Schookraft über die indianische Frau. Wie sie stumm und leise geschäftig um den Gatten bemüht ist, der eben von einem seiner Streifzüge in die gemeinsame Hütte zurückkehrte, noch mit dem Flackern der Not im Auge, dem Geschenk der rauen Wildnis. Sie nimmt ihm die Waffen ab, vertauscht seine durchnässten Mokassins mit trockenen warmen Schuhen, legt ihm die gestopfte Pfeife bereit, damit er sich erst sammeln möge. Dann setzt sie die Schüssel mit Suppe vor ihn hin. Das Gefühl der Geborgenheit durchströmt ihn, sein Auge leuchtet im Blick auf seine Kinder, seine Rachedgedanken bemühen sich, sanftere Wege zu gehen, wenn ihn nach alledem die Vorstellung beherrscht: Hier ist wenigstens eine Hand, die im Leben nicht gegen dich gerichtet ist! Unter dem unaufdringlichen, aber sicheren Einfluss der Frau wird der harte Mann milder.

Ich bin nicht Anhänger irgendeines Ismus, den besondere Rücksichten leiten, sondern ich bemühe mich, gerecht zu urteilen, und schreibe im Übrigen „so, wie mir der Schnabel gewachsen ist“. Man soll eine Rasse nicht nach einzelnen Vorkommnissen beurteilen, die indianischen Frauen in ihrer Gesamtheit nicht nach den Frauen, die mit aufgeschlitzter Nase oder aufgeschlitzten Ohren herumlaufen, den sichtbaren Zeichen einer Verfehlung auf sexuellem Gebiet, die umso sicherer festzustellen war, als sich – im Gegensatz zu den Weißen – das Leben der Indianer in voller Öffentlichkeit abspielt. Wir können auch bei uns die Entwicklung der Frau von der Unschuld bis zur Dirne in allen Schattierungen beobachten. Keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen, hiernach ein allgemeines Urteil über die sittliche Kraft unserer Frauen abzuleiten. Alle ernsthaften Forscher, alle Reisenden, die nicht im Dienst eines „Zweckverbandes“ standen, bekunden bzgl. der indianischen Frauen, dass sie im Allgemeinen keusch und ihren Männern treu waren, gegen Weiße aber meist zurückhaltend, fast scheu. Wo Ausnahmen beobachtet wurden, trugen die Weißen fast immer selbst die Schuld, dass die indianischen Schönen mit ihren Überlieferungen brachen. Wie widerlich wirkt die brutale Schilderung des Oberst Dodge über die Demut und Hingabe eines

indianischen Mädchens gegenüber seinem weißen Liebhaber, nachdem er die sich Sträubende „mit Peitschenhieben zur Vernunft gebracht hatte“. Wo aber indianische Mädchen, die völlig frei, niemand Rechenschaft schuldig als ihrer Liebe, Beziehungen unterhielten zu jungen Männern ihres Volks, da sollten wir uns hüten, von „Unsittlichkeit“ zu sprechen. Für diesen Begriff hat der Naturmensch kein Verständnis. Wenn ihr Verhalten nach Ansicht der Weißen unwert war, so hätte man sie belehren und erziehen sollen, statt diese Art zum eigenen Vorteil auszunützen. Das wäre gewiss nicht von heute auf morgen möglich gewesen, aber man hätte wenigstens den guten Willen gesehen. Das war jedoch von dem weißen Gesindel, das sich an den Indianergrenzen herumtrieb, nicht zu verlangen. Bei diesen Leuten sprachen nur Gier und Eifersucht. Was sie an ihren Mädchen tadelten, wenn sie einem Indianer als Preis zufiel, lobten sie an ihnen, wenn sie selbst die Beglückten waren. Sie überredeten die unerfahrenen und schmuckbedürftigen Mädchen durch Geschenke, genossen ihre Gaben nach Gefallen und bedankten sich dann für erhaltene Gunst dadurch, dass sie sich ihrer eigenen „Unwiderstehlichkeit“ rühmten. Dieses Verfahren ist weithin bekannt. Wozu also die verkehrtherum aufgeblasene Moralbrust?

Die Indianerin als Kind

Kinder spielen im indianischen Haushalt eine große Rolle. Zwar werden in manchen Stämmen die Knaben gegenüber den Mädchen bevorzugt, doch ist der Grundsatz überall gleichmäßig gültig, dass niemals ein kleines Kind aus dem Gesichtskreis der Mutter gelassen wird.

Sogleich nach der Geburt bekommen die Kinder ein eigenes Bett, das aber nicht bei allen Völkern von gleichartiger Form ist. Bei den meisten Stämmen Nordamerikas besteht dieses Kinderbett aus einem Brett mit Fußstütze und Kopfschutz. Es wird mit Moos oder sonstigen weichen Stoffen gepolstert, ist oft reich geschmückt und unter allen Umständen tragbar. Bei vielen dieser nördlichen Stämme ist das Holzbett der Kinder die Ursache einer leichten Abplattung des Hinterkopfes. Bei den Apatschen besteht die Wiege der Kinder aus einer Art Weidenkorb, der von der Mutter auf dem Rücken getragen wird. Er dient dem Kind bis zu seinem zweiten Lebensjahr als Aufenthalt. Sonst sind noch Kindertragen aus Fellen oder Decken bekannt; die zu einer Art Sack gebundene Decke wird, wenn die Kinder älter geworden sind, auch bei den Stämmen verwandt, die für die Kleinsten das Holzbett bevorzugen.

Wird auch – aus Sicherheitsgründen – das Schreien der Kinder nach Möglichkeit verhindert, so wird ihnen doch, falls keine Gefahr zu befürchten, oft

Gelegenheit gegeben, auf einer weichen Unterlage nach Herzenslust zu strampeln und zu schreien. Wenn die Mutter nicht beim Kind sitzen kann, wird es in seinem Bett an einem Baum oder einer Stange so aufgehängt, dass es nicht fallen kann. Wird aber die Mutter durch ihre Arbeit veranlasst, den Ort zu verlassen, so trägt sie das Kind in seinem Bett stets bei sich, Holzwiegen mit einem Tragband über der Stirn, andere Behälter auf dem Rücken so, dass das Kind über die Schulter der Mutter schauen kann. Bei Reisen zu Pferd hängt die Wiege in sorgfältiger Verpackung seitwärts am Sattel der Mutter.

Im Schlaf wird das Kind sorgsam behütet. Die Arme werden festgebunden und zugedeckt, erst beim Erwachen wieder losgebunden. Die Wiege wird gern, zum Schwingen eingerichtet, zwischen zwei Stangen befestigt und oft auch vom Vater bewegt, damit sein Kind ruhig schläft. Indianerkinder werden niemals in Schlaf gesungen. Als „Wiegenlied“ geben die Aufsichtspersonen einen eigentümlichen Ton von sich, der wie Windeswehen in Bäumen klingt.

Manche Stämme glauben, dass gewisse Personen im Stamm die „Sprache“ der kleinen Kinder verstehen. Wenn daher Kinder ohne erkennbare Ursache immer schreien, so werden diese Sprachkenner geholt, damit sie feststellen, was dem Kind fehlt.

Über Namengebung habe ich ausführlich in meinem Aufsatz „Indianische Eigennamen“ gesprochen (vgl. *Karl-May-Jahrbuch* 1925). Ich will hier nur noch eine Wyandotsitte kurz besprechen, weil dabei die Frau einen gewissen Einfluss übt. Beim jährlichen Grünkornfest der Wyandots wählen die Ratsweiber die Namen für sämtliche während des letzten Jahres geborenen Kinder aus, und der Häuptling gibt diese Namen öffentlich bekannt.

Die Stämme der Ver. Staaten von N. A. machten eine besondere Feierlichkeit daraus, wenn dem Kind seine ersten Mokassins angezogen wurden. Wurde aber ein Kind getötet, oder der Vater fühlte, wenn es an einer Krankheit gestorben war, aus Gram das Bedürfnis, jemand zu töten, so hing er sich die kleinen Schuhe des gestorbenen Kindes an den Gürtel und legte sich am Grab nieder, bevor er Vergeltung geübt hatte. Der Indianer hängt sehr an seinen Kindern. Ich will bei dieser Gelegenheit an einem verbürgten Beispiel zeigen, zu welcher Tat ein Indianer fähig ist, wenn seine Kinder schlecht behandelt werden.

Es handelt sich um den Kriegshäuptling Wabunhi vom Stamm der Potawatomin. Zwei seiner Frauen hatten sich gezankt, und eine von ihnen beschuldigte die andere bei Wabunhi, dass sie seine Kinder schlecht behandle. Der Häuptling befand sich, nach einem Trinkgelage, in aufgeregter Stimmung. Er befahl der Beschuldigten, sich auf die Erde zu legen, und der Klägerin, sie mit dem Tomahawk zu erschlagen. Der Häuptling wird als ein „wilder, ungezügelter Charakter“ geschildert, ein Mann, der stark dem Trunk frönte.